

MODERN

Geschichten
über die
Liebe

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 4427

Wir lesen immer noch dieselben alten Liebesgedichte und Liebesgeschichten, aber die dort beschriebene romantische Mann-Frau-Beziehung ist längst überholt, meint Eva Illouz, die Expertin der »Modern Love«. »Liebe wird oft überbewertet«, behauptet Christiane Rösinger. Ist das so? Wie ist es mit der Liebe heute? Und wie (er)leben wir sie? Als Single, moderne Suffragette, als Teil einer Patchwork-Familie, in einer Wochenendbeziehung, einer Ehe, mit oder ohne Kinder? Queer, lesbisch oder schwul?

Die in diesem Band versammelten Geschichten nähern sich dem Thema Liebe in all ihren Spielarten frisch, unerschrocken, ehrlich und von vielen überraschenden Seiten.

Mit hier erstmals veröffentlichten Geschichten von Anna Katharina Hahn, Katja Kullmann, Emanuel Derman, Sabine Scholl, Alexandra Umminger und neuen Texten von Marc Fischer, Ulrike Draesner, Clemens J. Setz, Zadie Smith, Hanif Kureishi, Adam Ross, Alissa Walser und anderen.

Modern Love

Geschichten über die Liebe

Herausgegeben von
Susanne Gretter

Suhrkamp

Erste Auflage 2013
suhrkamp taschenbuch 4427
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Quellennachweise am Schluss des Bandes
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46427-4

Inhalt

Ich glaube, ich bin angekommen

Alissa Walser, Zu Buddha kamen keine Neurotiker 9

Naja Marie Aidt, Sternenhimmel 26

Carolin Emcke, So. Und nicht anders 34

Alles erfunden

Sabine Scholl, Gelbe Balken 43

Clemens J. Setz, Weltbild 64

Loven und Liken

Katja Kullmann, Marie ♥ Mary 79

Liebe wird oft überbewertet

Emanuel Derman, Ruf die Grinsekatze an! 87

Christiane Rösinger, Das Paar als Lebensform –

Die zehn Pärchenlügen 92

Maxim Biller, Lieber Arthur 100

Das Museum der verlorenen Liebe

Anna Katharina Hahn, Leuchtendes Fenster 107

Marc Fischer, Die Reste der Liebe 120

ZZ Packer, Gideon 124

Redeveloper of Female Life

Ulrike Draesner, Süße Kaverne 133

Ljudmila Ulitzkaja, Vaterschaftstest 146

Dieses Mädchen war anders

Franka Potente, Das schwedische Haar 159

Alexandra Umminger, Sahla 178

Wir wissen alle, dass die Liebe nicht von Dauer ist

Zadie Smith, Das Mädchen mit den Ponyfransen 193

Hanif Kureishi, Blue, Blue Pictures 204

Adam Ross, Ladies and Gentlemen 220

Autoren- und Quellenverzeichnis 239

Ich glaube, ich bin angekommen

Alissa Walser

Zu Buddha kamen keine Neurotiker

Zu Buddha kamen keine Neurotiker, sagt der Kursleiter. Sein Name ist Chris.

Die Frage, ob das spirituelle Suchen, auf das er bedeutungsschwer zusteuert, neurotische Dispositionen zwingend ausschließt, bleibt unklar. Egal. Denn die eigentliche Frage, die ich mir stelle, ist: zu welcher Gruppe er mich zählt. Ich jedenfalls zähle ihn zu den Guten. Zu den Fitten, Entspannten und Muskulösen. Auf seinem Kopf fehlen die Haare und in meinem Herzen der Mut, ihn mit Fragen zu löchern. Alles, alles behalt ich für mich.

Die Schmerzen in Knien und Schultern. Meine Schultern sind, so wie sie sind, festgewachsen. Wenn ich vor dem Spiegel stehe und die Arme hängen lasse, dann sehen sie aus wie die traurigen Hälften eines japanischen Bogens. Wie bei diesen Männern, die zu viel im Studio trainieren. Die sich Körperpanzer zulegen.

Chris schließt die Augen. Und alle im Kreis schließen die Augen. Früher, wenn meine Schwestern »Tot« spielten, schlossen sie die Augen. Blieben wehrlos. Ließen alles mit sich machen. Die schlaffen Glieder verbiegen, die geschlossenen Augen aufziehen. Und alles prinzipiell im Liegen.

Chris sitzt vor mir. Sein Gesicht ist erwachsen. Glatt die Haut. Und die Nase eine richtige Nase, und der Mund ein richtiger Mund. Und die Wölbungen unter den Lidern. Alles ausgeprägt und zueinander passend. Diese

Eindeutigkeit, diese in sich ruhende Entschiedenheit. Und all dies – alles an ihm – ist reine Form. Gefasst von jener glatten Haut, von der ich auf den Rest des Körpers schließe. Selbst die Faltungen seiner weißen Kleider, die ihn doch eigentlich verbergen sollen.

Achtet auf den Atem, sagt er.

Er atmet laut. Atmet ein, atmet aus, aus, aus.

Strömen lassen.

Seine Stimme ist tief. Die tiefe Tiefe des Gebietenden, dessen, der die Gebote transportiert. Er transportiert sie deshalb, weil er sie lebt. Und er lebt sie, weil sie ein Medium brauchen, in dem sie atmen. Und sie atmen, weil er atmet, und er, weil er wahrscheinlich eine Frau hat. Und ein Kind? überlege ich. Und wie er mit ihnen redet, wenn es darum geht, die Hausaufgaben zu machen oder den Müll rauszutragen. Und wie es wohl aussieht in seinem Wohnzimmer.

Leer werden, sagt er.

Leer, denke ich. Und ob er wohl einen Fernseher hat?

Ich schaute einen Film über Löwen, als das Telefon klingelte. Ich nahm den Hörer zum Sofa mit, um nichts zu verpassen.

Mona? Lange nicht gesehen.

Ich kannte die Stimme.

Steig in den Zug. Fahr her, jetzt gleich.

Fred, sagte ich.

In der Tür stand Victor und sah wie ein Raubvogel aus. Ich war nicht die Beute. Er war scharf auf das Hin und Her zwischen uns. Ich wies auf den Bildschirm. Die Löwen hatten ein Tier aufgespürt. Den kleinen Eber. Reglos duckte er sich in der Höhle an seine Mutter. Man

konnte sein Herz schlagen sehen. Eine kleine, sound-unterstützte, rhythmische Erschütterung durch den jungen Leib.

Victors Blick versuchte meinen Blick abzufangen. Lautlos zeichnete er mit dem Finger Netze in die Luft. Ich legte die Hand über die Muschel. Dachte, gleich explodiert er. Aber schlimmer. Statt zu schreien, begann er zu flüstern. Sein Gesicht lief an. Er keuchte, verhaspelte sich. Er verlangte den Hörer. Er wolle mit Fred sprechen. Über mich.

Nur über meine Leiche, sagte ich und hörte Fred.

He du, was ist? Hast du schon alles vergessen?

Nein, nein, sagte ich.

Die Löwen zerrten den kleinen Eber aus der Höhle. Er sträubte sich. Die Löwin schlug mit der Pranke zu, mehrmals mit derselben. Drückte ihn nieder, beugte sich über ihn, grub ihre Zähne in Zeitlupe in seine Kehle und wartete.

Es ist so weit, sagte Fred. Ich bin Chef.

Und ich, die Hand über der Muschel, Lass mich endlich in Ruhe.

Wenn ich daran denke, wie ich da saß und in Minimallautstärke zu Victor hinredete, eine Spur lauter zu Fred – ich weiß nicht, was wer überhaupt verstanden hat. Und wir sprachen so lange im Kreis herum, bis Victor die Kurve nicht mehr kriegte.

Der kleine Eber bäumte sich noch einmal auf. Die Kamera zoomte seine Mutter ins Bild. Die rührte sich nicht. Ihre Augen funkelten. Sie sah den Löwen zu, die sich wie auf Kommando um den kleinen Eber platzierten. Ihm die Haut vom Fleisch und das Fleisch von den Knochen zerrten. In so einer gespenstisch ruhigen Konzentration

und im Gleichtakt mit den elektronischen Bongos im Hintergrund.

Victors Arme schlugen durch die Luft, als wären wir im Krieg, und ich arbeitete für den Feind. Er schlug mit der Faust gegen die Wand (dreimal) und schrie auf. Bestimmt hatte er sich verletzt, irgendein Knöchelchen der Mittelhand gestaucht oder gebrochen. Er rannte hinaus, räumte das Feld.

Was ist, hörte ich Fred. Ist irgendwas?

Nein, nein, sagte ich. Alles okay.

Nehmt die Außengeräusche wahr.

Ich verfolge, wie Chris sich die Hand auf den Bauch legt.

Denkt an nichts. Macht euch keine Vorstellungen. Es geht darum zu spüren, was in euch geschieht.

Das ist gut, denke ich. Das trifft sich ja wunderbar. Denn das Einzige, wovon ich keine Vorstellung habe, denke ich, ist: Wie es ist, keine Vorstellung davon zu haben, wie es sein könnte, wenn es nicht so wäre, wie es ist. Nicht so unerträglich, wie es ist.

Gegen Veränderung hätte ich nichts einzuwenden, sagte ich zu Fred. Im Prinzip häng ich doch nur als Mädchen für alles im Empfang rum. Leite Anrufe weiter, Besucher, UPS-Jungs, Fahrradkuriere, ihre Briefe und Pakete und sitze bei den Blumen fest ... bei der Blume. Der einzigen, die in dieses Entree aus Stahl und Glas passt: die vorbildliche Calla. Nie lässt sie den Kopf hängen. Fünf Tage lang ist sie reine Präsenz, elegant, weiß und stolz wie ein Hut von Jackie O. Dann stirbt sie. Ob Blumen Angst haben?

Sterben, sagt Chris, werdet ihr alle. Wann, wisst ihr nicht. Weiß keiner. Ändern könnt ihr's nicht. Kann keiner. Aber was ihr im Leben tut, liegt in eurer Hand. Tut, was euch wichtig ist. Wirklich wichtig.

Damals hatte mir Victor eine Liste übern Tresen geschoben. Später sagte er, als er mich gesehen habe, sei ihm die Blüte aufgefallen. *Ich hab dich gesehen, und mich traf die Calla!*

Schicken Sie Herrn X zu mir hoch, hatte er gesagt.

Selbstverständlich.

Sagen Sie Frau Y bitte, ich bin nicht an meinem Platz. Sondern?

Beim Koreaner. Mit Ihnen.

Unmöglich. Vor sechzehn Uhr dreißig.

Also, sechzehn Uhr dreißig.

Ich hörte Fred atmen an meinem Ohr.

Du bist wichtig für mich, sagte er. Ich rechne mit dir.

Solche Sätze sind wichtig für mich. Ich fühle mich beschützt von ihnen. Wenn man wichtig ist für einen anderen, ist das, wie wenn man Geld auf dem Konto hat. Auch wenn man sich nichts dafür kaufen kann.

Im Zimmer nebenan hörte ich Victor. Wieso ruft der überhaupt an, schrie er. Will er dir dein Geld zurückzahlen?

Auch so eine Geschichte. Ich hätte ihm nichts erzählen sollen. Er hätte nichts erfahren dürfen von Fred und mir. Und nichts von dem Geld. Aber Victor hatte mich ausgehört zu einem Zeitpunkt, als die Luft noch rein war zwischen mir und ihm. Sie begann zwar gerade, sich aufzuladen, aber vorläufig saßen wir nur in dem Res-

taurant mit den tausend Aquarien. Und bewunderten, wie die Koreanerin ein Tablett mit acht Kristallweizen über ihrem Kopf balancierte. Vielleicht nur um von der Miniaturakrobatik abzulenken, begann ich zu erzählen. Und landete bei Fred. Und Victor stieg drauf ein. Sofort. Fragte nach. Wer sich von wem getrennt habe und so. Über den Esstisch hinweg, über Kimchi und Brugogi, über eine Schale Krabbenchips und einen Topf Klebreis. Und in dem Moment schien alles so ... so objektiv ... und wir kamen ins Reden. Und hätten uns einfach küssen sollen. Wäre besser gewesen. Küssen hätte uns die Mäuler gestopft. Aber das Küssen blieb uns im Hals stecken, bis es nur noch ein In-Gedanken-Küssen war.

Unsere Hände mit den Stäbchen fuhren durcheinander hindurch wie Radfahrer im Peking-er Gegenverkehr. Berührten einander flüchtig. Berühren? Ich weiß nicht. Es war, als ob seine Hand dicht neben meiner Hand einen Faden in ein Nadelöhr einfädelt, so vage zärtlich und vielversprechend.

Wir saßen am Tisch in der Seeigelecke. Ich trank Bier, schlappes japanisches, und noch eines – Fische schwebten vorbei wie riesige Schmetterlinge. Ich kam mir vor wie woanders. Wie in Berlin oder in Hamburg. Vielleicht auch in Hongkong. Wir redeten abwechselnd, und abwechselnd vom Vergangenen und vom Künftigen.

Victor wollte vor allem eins wissen: Wer sich von wem und wann getrennt habe.

Ich, sagt Chris, erzähle euch hier ziemlich viel. Ziemlich viel Abstraktes. Aber darum geht es nicht. Es geht um euch. Um eure Erfahrungen. Ohne Erfahrung nützt

euch die Abstraktion nichts. Das ist wie mit einer Wanderkarte, sagt er. Und dass keine Karte der Welt eine Wanderung durch die Berge ersetzen könne. Die meisten von uns stünden ganz am Anfang. Er schaut durch uns hindurch, als sehe er alle und keinen.

Wetten, sagt er, ihr seid unzufrieden. Mit euch, mit eurer Situation, mit der ganzen Welt. Ihr fragt euch, wie ihr da hingekommen seid. Und wie ihr von da wieder wegkommt. Ich könnte euch sagen, wie. Aber das brächte euch keinen Schritt weiter.

Klingt ganz so, als sei er froh, nicht zu denen zu zählen, die er mit »euch« bezeichnet. Die Leute in dem Kreis, in dem ich auch sitze. Von mir aus betrachtet, bin ich ganz seiner Meinung. Ich möchte auch nicht zu denen gehören. Ich seh mich, egal, was er sieht, an seiner Seite. Chris ist mein Anfang.

Am Anfang glaube ich immer an das Gute. Und an die Wahrheit. Ich will sie hören, sie sagen. Am Anfang bin ich von Wahrheit durchdrungen. Am Anfang bin ich ein halbes Orakel, die redliche Hälfte.

Am Anfang saß ich Victor gegenüber und erzählte von Fred. Unsern gemeinsamen Projekten. Von diesem einen Sommer, in dem alles so gut lief.

Wir beflügelten einander ziemlich, sagte ich.

Wir haben Ideen gewälzt ... bis sie aufhörten, seine zu sein oder meine, bis sie ganz sie selbst waren, Gestalt annahmen, zweiundsiebzig Punkt groß. Ich saß am Computer, entwarf Plakate. Maßstab hundert zu eins. Flächige Layouts. *Das Internationale Unsichtbare*. In zartester Helvetica (UltraLightExtended): Du verstehst?

Nein, sagte Victor. Was soll das sein?

Es ging um den Verbund von Schönheit und Ökono-

mie. *Beauty without irony*. Lass es einfach auf dich wirken, sagte ich. Bis es den Nerv trifft.

Die Luft schwirrte nur so von Ideen, und wir haben sie wimbledonmäßig zwischen uns hin- und hergeballert, bis uns die Sponsoren ins Netz gingen. Die Gelder schossen in diesem kurzen Sommer aus dem Boden wie Pilze. Von den ersten Einnahmen kauften wir Markenklamotten. Wer sich wohlfühlen will, muss auch danach aussehen. Fred im Anzug. Kräftige Farbe, italienischer Name. Ich in ausgebleichenen T-Shirts und Jeans und drunter das sündhaft Teure. Push-ups und Strings. In den Geldgeberrunden, wie wir sie nannten, um nicht Arbeitgeber zu sagen, hing ja auch unsre gesamte Existenz an seidenen Fäden. Es folgten Projekte, die Projekte gebaren.

Eines schönen Tages kam Fred aus der Innenstadt zurück und behauptete, er habe den Vorsitzenden einer Jury für Design und Interdisziplinäres, einen gewissen Dr. Letze, erkannt, wie er, verschwitzt und mit hochrotem Gesicht, aus dem *Herzen-ohne-Schmerz-Zentrum* gekommen sei.

Bist du sicher? sagte ich.

Hundertprozentig. Der von der Zeitung, sagte er, der nebenbei an der Uni ...

Und hat er gesehen, dass du ihn gesehen hast, wollte ich wissen.

Ich glaube nicht.

Manchmal fallen einem die Ideen irgendwie vor die Füße. Man muss ihnen nur aufhelfen.

Unsere Idee war nun, Akte nachzustellen. Pornografische. Und meine Aufgabe war es, zu recherchieren.

Bald stapelten sich die Videos in unserer Wohnung.

Ich hockte auf dem Fußboden, sichtete Material. Ich versuchte, systematisch vorzugehen. Teenies und Lesben, Großmütter und Vergewaltigungen, S&M und Amateure, und paarweise so weiter. Mein Versuch, einen Überblick zu gewinnen, endete in der Erkenntnis, dass es schmerzhaft ist, von etwas ohne Gewicht bei lebendigem Leib verschüttet zu werden. Ich hatte nur noch das Bedürfnis nach Frischluft. Aber wie das so ist: Nachts, wenn ich die Augen schloss, hatte ich diese Paare im Kopf. Vor allem die Frauen. Was sie mit sich machen ließen. Und die Töne, die sie dabei von sich gaben.

Verstehen kann ich es nicht, sagte ich zu Fred. Aber ich möchte mal fühlen ... was diese durchgeknallten Frauen wirklich fühlen, während sie diese Dinge tun.

Fred war Feuer und Flamme.

Lass einfach los, sagte er. Mach auf und werd wild.

Derart veränderte sich unser Sex. Wir setzten alles in Sicht- und Hörbares um. Wo wir uns früher (bevor er in mir kam) in Ruhe etwas erzählt hatten, begannen wir jetzt zu stöhnen und zu schreien. Fred setzte sich Masken und Helme auf und mir Perücken und Augenbinden. Ich setzte mich auf die Granitplatte in der Küche, und er stellte sich davor. Ich setzte mich auf das Cerankochfeld, und er stellte es an.

Unsere Bewegungen änderten sich, wurden hektischer, heftiger. Es sah aus – wir hatten es selbstverständlich aufgezeichnet –, als würden wir dafür bezahlt, es schnell und gründlich zu tun.

So ist es, wenn man loslässt, aufdreht und wild wird oder zumindest das tut, was man sich darunter vorstellt. Irgendwas Schwereloses bleibt auf der Strecke. Nein, nein, nicht die Geilheit. Die Raketchen starteten plan-

mäßig durch. Hoben ab. Feuer und Flamme, Funken und Rauch. Und dann, im Verfliegenden, zeichnete sich etwas ab: Ich. Ich war nicht mitgekommen.

Vielleicht willst du zu viel, sagte Fred.

Zu viel? sagte ich. Mal angenommen, ich würde alle Pornos der Welt anschauen, einen nach dem andern. Ich müsste hundert Millionen Jahre alt werden!

Kurz darauf fegte die letzte Kommission unser letztes Projekt vom Tisch. Zu figürlich! hatte Dr. Letze in seiner Sauklaue über die Linie geschrieben, unter der die Worte »Begründung der Jury« standen. Und darunter, kaum lesbar, sein hakenförmiges Kürzel.

Wir auf Existenzsuche.

Zum Abschluss ein Mantra. Dass eine Stimme auch erschrecken kann, ist eine neue Erfahrung. Chris weiß, was er tut. Er summt an, alle stimmen ein. Alle möglichen und unmöglichen Stimmen versuchen eins zu werden.

In einem Kreis Mantra-Singender zu sitzen verleiht ein Schwarmgefühl. So wie in Vogel- oder Bienenschwärmen bestehen einzelne Stimmen stur auf eigenen Tonlagen. Sie bringen den ganzen Schwarm in ein entsetzliches, entsetztes Schwanken. Aber es so zu sehen ist ja vielleicht auch nur ein Zeichen, dafür, dass ich nicht dazugehöre.

Fred stand nicht mehr aus dem Bett auf. Ich versuchte, ihn zu locken. Stellte frisch gebrühten Kaffee hin, gebratene Eier, Kuchen.

Wie die Mama des kleinen Ebers, die nicht kapierte, dass ihr Junges längst aufgefressen war, redete ich auf ihn ein.

Steh doch auf, sagte ich. Oder: Da ist ein neues Bistro im Museum. Muss man gesehen haben.

Ein Glaskasten, in die uralten Sandsteinmauern gehängt. Drinnen riesige Pflanzen mit dunkelgrün fleischigen Blättern. Und Tag und Nacht tröpfelt Licht herein, als käme die Sonne aus der Sprinkleranlage. Drinks mit den Namen unserer Götter.

Komm, lass uns was trinken. Frisch gepresste Erdbeeren, Kiwis und Mangos mit einem Schuss Leinöl für die tausend kleinen Augen auf der Oberfläche.

Die dich von unten anlotzen, als sei das Glas voller abgesoffener Hunde, sagte Fred und hob, zum ersten Mal an diesem Tag, den Kopf.

Victor hatte seine Esstäbchen auf dem Porzellanbänkchen abgelegt und gesagt, Du hast dich dann ja zum Glück bald getrennt von diesem Fred, diesem Versager.

Genau genommen, sagte ich, gab es nur den Tag, an dem wir uns zum letzten Mal sahen. Fred hatte seinen roten Anzug an. Es gibt Leute, die stecken in ihren Kleidern wie die Märchen in den Wörtern: als seien sie auf mystische Weise mit ihnen verwachsen. Niemand stört es, wenn sie sich gegenseitig auffressen oder versteinern oder in Schweine verwandeln. Und bei anderen, da verbindet sich nichts. Im Gegenteil, unablässig knistert und funkt es zwischen Haut und Stoff. Und so war das an diesem Tag bei meinem Fred und seinem Anzug. Ich sah ihn zur Tür hereinkommen und dachte sofort, sein Anzug hasste ihn, würde ihn am liebsten ausspucken. Ein neongrülicher Schimmer lag auf seiner Haut. Er wirkte krank. Sein Kopf saß wie ein kleiner Kirschkern auf den gepolsterten, roten Schultern. Ich sah ihn von der Seite